

Märchensammlerin

Jane Johnston Schoolcraft

Bewahrerin der Märchen aus dem Stamm der Ojibwe

Pauline Lörzer • Jane Johnston Schoolcraft ist eine der frühesten bekannten Literatinnen der USA und gilt als erste indigene Schriftstellerin Nordamerikas. Neben ihrer Poesie war sie auch als Sammlerin und Übersetzerin von Märchen und Mythen der Ojibwe tätig.

Grosse Teile des Schaffens von Jane Johnston wurden zu ihren Lebzeiten ihrem Ehemann zugeschrieben. Dennoch nahm sie zugleich die wichtige Rolle einer Kulturvermittlerin ein, deren Arbeit für die heutige Erzählforschung von unschätzbarem Wert ist. Sie wurde als drittes von acht Kindern am 31. Januar 1800 in Sault Ste. Marie, in Michigan, geboren. Ihre Mutter war Tochter eines Anführers der indigenen Ojibwe – auch bekannt als Chippewa – und ihr Vater ein schottisch-irischer Fellhändler und Mitbegründer der North West Company. Janes indigener Name war Obabaamwewe-giizhi-gokwe, Frau mit dem Klang von Sternen, die über den Himmel jagen.¹

Leben zwischen zwei Welten

Obwohl sie abgelegen lebten, trug ihr Vater eine grosse Bibliothek zusammen. Die Johnstons unterrichteten Jane und ihre Geschwister in Englisch, Ojibwe und Französisch und achteten darauf, dass sie sowohl englische Literaturklassiker als auch die Legenden und Geschichten, die Musik und die Traditionen der Ojibwe kennenlernten, damit ihnen beide Welten offenstanden. Mit neun Jahren reiste sie nach Irland und England, wo ihre kinderlose Tante in Wexford sie adoptieren sollte, um ihr eine bessere Schulbildung zu ermöglichen. Da sie das Klima nicht vertrug und ihr Onkel starb, kehrte sie aber schon nach rund einem Jahr in ihre nordamerikanische Heimat zurück. Ihre Bildung übertraf dennoch die vieler Frauen europäischer Herkunft in den Vereinigten Staaten jener Zeit.²

Märchen als Symbol der Menschlichkeit

Im Sommer 1820 leitete der ehemalige Mineraloge, Glashersteller und Entdecker



Trotz ihrer umfassenden Bildung galt es als kaum möglich, dass eine Frau mit gemischter Herkunft offen eine literarische Karriere verfolgen konnte.

Henry Rowe Schoolcraft eine Forschungs-expedition zu den Quellen des Mississippi. Dabei traf er auf Ojibwe, die zu den grössten indigenen Völkern Nordamerikas gehörten, und in diesem Zuge erstmals auf die 18 Jahre jüngere Jane Johnston.

Zwei Jahre später kehrte er als von der Regierung offiziell eingesetzter Mittler zwischen Ojibwe und Siedlern zurück, keinesfalls aus Begeisterung für die Kultur der Ein-

heimischen, sondern aus Karrieregründen. Er bezog ein Gebäude der Johnstons und profitierte von ihrer vermittelnden Rolle: Janes Vater als erfolgreicher und angesehener Händler und ihre Mutter als Tochter eines Anführers als politisch und sozial einflussreiche Persönlichkeit.³

Er nahm an den abendlichen Runden teil, in denen sich die Familie Geschichten erzählte, welche Jane für ihn übersetzte. «Nichts hat mich [...] mehr überrascht, als festzustellen, dass die Chippewas sich mit mündlichen Erzählungen mythologischen oder allegorischen Charakters unterhalten. Die Tatsache, dass es einen solchen Fundus an fiktiven Erzählungen gibt, ist eine echte Entdeckung und spricht mehr für den Intellekt dieser Rasse als alles, was ich gehört habe»,⁴ schreibt er später.

Dass Schoolcraft keinesfalls von Anfang an ethnologisches Interesse und Offenheit gegenüber der Kultur der Ojibwe besass und stark mit seinen eigenen rassistischen Vorurteilen brach, wird noch deutlicher, als er schreibt: «Ich hatte immer gehört, dass Indianer rachsüchtige, blutrünstige Menschen waren, zur Ausdauer gestählt und sich an Grausamkeiten erfreuend. Es war erstaunlich, ihn als einen Mensch kennenzulernen, der zu Gefühlen und Zuneigung fähig war [...]. Doch die Überraschung erreichte ihren Höhepunkt, als ich ihn dabei erwischte, wie er einen Teil der Langeweile seiner langen Winterabende damit verbrachte, im Kreise der Seinen Geschichten und Legenden zu erzählen.»⁵

Seine Faszination erstreckte sich aber über weit mehr als nur die Erzählungen. Begeistert von Janes Bildung und Wesen, heiratete er sie nach rund einem Jahr seines Aufenthaltes.



Gemeinsames Werk – ungleicher Ruhm

Die Geschichten, zu denen Henry Schoolcraft durch Jane Zugang erhielt, eröffneten ihm nicht nur einen tiefen Einblick in die Kultur der Ojibwe, sie boten ihm zugleich eine einzigartige Gelegenheit, sich als Wissenschaftler zu profilieren. Seine Arbeit fiel in eine Zeit, in der auch mündlich überlieferte Erzählungen zunehmend als literarisches Eigentum verstanden wurden: als Werke, deren Urheberschaft mit Ruhm und ökonomischem Wert auf dem wachsenden Buchmarkt verbunden war.⁶

*Zahlreiche Forscherinnen
und Forscher gehen
heute davon aus, dass
Jane Johnston Schoolcraft –
und nicht ihr Mann –
die eigentliche Sammlerin
vieler Geschichten war.*

Tatsächlich brachten seine Werke zur Kultur und zum Erzählgut der indigenen Bevölkerung ihm bis zu seinem Lebensende den Ruf eines aussergewöhnlichen Ethnologen und Vorreiters in der Erforschung dieses Feldes ein. Während seiner 19-jährigen Amtszeit besuchte Schoolcraft alle wichtigen Stämme in seinem Zuständigkeitsbereich, schloss wichtige Verträge ab, war aber auch für die Umsiedlung der Stämme zuständig.⁷ Neben den Mythen, Märchen und Legenden schrieb er auch über die Geschichte, Sprache und vermeintliche Charakteristik der Indigenen sowie über den möglichen Umgang der

Peboan & Seegwun

Märchen aus Nordamerika, Chippewa

Wor langer Zeit sass einmal ein alter Mann ganz allein in seiner Hütte. Es war gegen Ende des Winters, aber das Wasser des Baches war noch gefroren. In der Hütte war es kalt, das Feuer war fast erloschen, und der alte Mann zitterte vor Kälte. Seine Augen waren müde, sein weisser Bart war lang vom Alter, und in der Stille seiner Hütte hörte er nichts als den Sturm, der über den letzten Schnee fegte.

Schliesslich erlosch das Feuer, auch der Sturm legte sich. Da hörte der alte Mann Schritte. Mühsam erhob er sich und schaute hinaus. Er sah, wie ein junger Mann auf die Hütte zukam.

«Sei willkommen», rief er ihm zu.

Als der junge Mann näherkam, sah er seine funkelnden Augen, den starken Körper und das Lächeln auf dem Gesicht. Auf dem Kopf trug er einen Kranz aus Süssgras und in der Hand einen Strauss Frühlingsblumen.

«Komm herein, du kannst bei mir die Nacht verbringen, dann erzähle ich dir von meinen Heldentaten und du mir von deinen Abenteuern.»

Lachend betrat der junge Mann die Hütte. Der alte Mann füllte eine Pfeife mit heilkräftigen Kräutern und entzündete sie an der letzten Glut. Sie teilten die Pfeife miteinander, und dann begannen sie zu erzählen.

Der alte Mann begann: «Wenn ich die Hände erhebe, fallen die Blätter von den

Bäumen und mein Atem bläst sie fort. Die Vögel fliegen fort in ein fernes Land, und die Tiere verstecken sich. Schnee bedeckt die Erde, und das Wasser friert zu Eis.»

«Wenn ich über das Wasser blase», sagte der junge Mann, «schmilzt das Eis, und wenn ich meine Locken schüttle, beginnen Bäume und Blumen zu wachsen. Meine Stimme ruft die Vögel zurück, und die Tiere unter der Erde erwachen.»

Die ganze Nacht erzählten sie einander ihre Heldentaten. Als die Sonne aufging, schwieg der alte Mann. Der junge Mann stand auf und blies über das Wasser, so dass das Eis schmolz. Dann schüttelte er seine Locken, und die Bäume und die Blumen begannen zu wachsen. Der alte Mann aber wurde immer kleiner und kleiner. Als der junge Mann mit seiner Stimme die Vögel zurückrief und die Tiere erwachten, war von ihm nichts mehr zu sehen.

Aber an der Stelle des Lagerfeuers wuchs eine Blume. Sie hatte weisse Blüten mit rotem Rand, die Chippewa nennen sie Miskodeed, Frühlingschönheit.

Jedes Jahr kehrt Peboan, der alte Mann des Winters, zurück. Er geht über das Land und lässt es schneien. In seiner Hütte wartet er, bis Seegwun, der Frühling, kommt und die Natur weckt.

Aus: D. Jaenike, Die Quelle der Weisheit, Trachselwald 2025.

Der gebrochene Flügel

Märchen aus Nordamerika, Ojibwe



In einem Nest sassen einmal sechs junge Falken und warteten hungrig auf die Rückkehr ihrer Eltern. Doch diese kehrten nicht zurück, da sie einem Jäger in die Falle gegangen waren. Am nächsten Morgen waren die jungen Falken bereits schwach und der Älteste, Meeji-geeg-wona, dessen Flügel schon etwas stärker waren, meinte: «Ich werde versuchen, zu fliegen und Nahrung für euch zu finden.» Er breitete seine Flügel aus und fand bald Nahrung für seine Geschwister. Von da an flog er jeden Tag aus, damit seine Brüder und Schwestern nicht hungern mussten. So verging der Sommer und der Herbst kam. Da brach sich Meeji-geeg-wona einen Flügel und blieb verletzt am Boden liegen. Die anderen Falken warteten eine Weile und beschlossen dann, ihren Bruder zu suchen. Gemeinsam sprachen sie sich Mut zu. Sie flogen auf und spähten aus der Luft nach ihrem Bruder. Bald hatten sie ihn gefunden, aber er sprach: «Lasst mich hier liegen. Bald wird es schneien, und ihr müsst in den Süden ziehen.»

«Wir lassen dich nicht allein», sagten die jungen Falken. «Zwei von uns sollen in den Süden fliegen, nämlich jene, die schon starke Flügel haben. Die anderen bleiben bei dir.»

So flogen schon bald zwei der Falken nach Süden. Die anderen fanden einen hohlen Baum, wo sie sich vor dem kalten Wetter schützen konnten. Meeji-geeg-wona gab ihnen Ratschläge, wie sie Nahrung finden konnten, und alle trugen zur Jagd bei, nur der Jüngste, Peepi-geewi-zains, war

noch zu klein. Gemeinsam überstanden sie den Winter und die lange Zeit der Kälte. Als der Schnee endlich schmolz, wollte auch der Jüngste auf die Jagd gehen. Aber er kehrte jedes Mal ohne Nahrung zurück. «Wie kommt es, dass du den ganzen Tag fort bist und doch keine Nahrung nach Hause bringst?», wollte Meeji-geeg-wona wissen.

«Ach», sagte Peepi-geewi-zains, «es liegt nicht daran, dass ich zu klein bin. Aber wenn ich etwas erbeutet habe, kommt Ko-ko-ko-ho, die Eule, und raubt es mir.»

«Dann komme ich morgen mit und helfe dir, denn mein Flügel ist wieder fast gesund», sagte der Älteste. Am nächsten Tag flogen sie gemeinsam los. Peepi-geewi-zains fand bald Beute, aber schon kam die grosse weisse Eule und nahm sie ihm weg. Da flog ihr Meeji-geeg-wona hinterher, entriss ihr die Beute und rief: «Lass den Kleinen in Ruhe und komm niemals wieder!»

Die Eule flog davon, und die beiden machten sich zufrieden auf den Rückweg. Beim hohlen Baum angekommen, sahen sie, dass die beiden Brüder aus dem Süden zurückgekehrt waren. Nun waren sie glücklich vereint und hatten sich viel zu erzählen. Sie sorgten alle füreinander, und als der Herbst wiederkehrte, zeigten die beiden Brüder den anderen den Weg in die Wärme.

Fassung D. Jaenike, nach: H. R. Schoolcraft, The myth of Hiawatha and other oral legends, Philadelphia 1856, unter dem Titel: The broken Wing.

Regierung mit ihnen. Seine eigentliche Sammlung war weit weniger umfangreich, als seine zahlreichen Publikationen vermuten lassen – viele Texte waren Wiederverwertungen oder Variationen bereits erschienener Inhalte. Erst mit «Algic Researches» (1839) veröffentlichte er einen reinen Sammelband indigener Erzählungen, der als erste repräsentative Veröffentlichung der Algonkin gilt – zu denen auch die Ojibwe gehören.⁸

Bei allem Lob und Kritik, die sein Werk bekam, stellte er es nach aussen stets als seine

Leistung dar, obwohl es Jane war, die ihm den sprachlichen und kulturellen Zugang ermöglicht hatte. Viele der Märchen, Mythen und Legenden wurden gänzlich von Jane oder ihrer Familie gesammelt und für Henry direkt ins Englische übersetzt.

Jane als unsichtbare Mitautorin

Deutlich wird das eher in den Erinnerungen anderer, so in einem Bericht von Dr. Chandler Robbins Gilman, der die Schoolcrafts besuchte und eine der Geschichten veröffent-



Jane brachte die authentischen Stimmen ihrer Tradition ein, Henry die literarische und wissenschaftliche Verbreitung. Dennoch blieb Jane der verdiente Ruhm am Werk ihres Mannes verwehrt.



Fotos: J. E. Martin; E. R. Lawrence; Bild: E. Maubert

lichen durfte. Er schrieb: «[Henry] gab mir die Erlaubnis, eines davon abzuschreiben, und ich werde es Ihnen so wiedergeben, wie es Mrs. Schoolcraft wörtlich aus dem Mund einer alten Chippewa-Frau niedergeschrieben hat.» Auch die britische Schriftstellerin Anna Jameson erkannte Janes Bedeutung. Als sie die Schoolcrafts 1837 besuchte, schrieb sie drei von Jane und zwei von ihrer Mutter erzählten Geschichten auf.⁹ Sie war ausserdem die erste europäische Besucherin, die in ihrem Werk Janes herausragende Fähigkeiten nicht ihrer europäischen Erziehung, sondern ihrem indigenen Erbe zusprach.¹⁰

Zahlreiche Forscherinnen und Forscher gehen heute davon aus, dass Jane Johnston Schoolcraft – und nicht ihr Mann – die eigentliche Sammlerin vieler Geschichten war. Zwar formulierte er in seinen methodischen Vorbemerkungen, er habe die Erzählungen unmittelbar aus den mündlichen Überlieferungen der Chippewa-Tradition übernommen, doch an anderer Stelle dankt er ausdrücklich verschiedenen Personen für ihre Hilfe als Dolmetscher und Übersetzer. Damit wird deutlich, dass er keineswegs selbst die ursprünglichen Aufzeichnungen anfertigte, da ihm schlicht der sprachliche Zugang fehlte.¹¹

Sein Beitrag lag vielmehr in der analytischen und redaktionellen Bearbeitung: Durch eine eurozentrische Deutung der überlieferten Texte machte er die Märchen für den zeitgenössischen Buchmarkt verwertbar und trug so entscheidend zum Erfolg der Publikationen bei. Seine redigierenden Eingriffe, von der Forschung später oft kritisch beurteilt, gaben den Geschichten jedoch eine Form, die für die damalige Leserschaft leichter zugänglich war. In diesem Sinne ergänzten sich die Eheleute: Jane brachte die authentischen Stimmen ihrer Tradition ein, Henry die literarische und wissenschaftliche Verbreitung.

*Viele der Märchen, Mythen
und Legenden wurden
gänzlich von Jane oder ihrer
Familie gesammelt und
für Henry direkt ins Englische
übersetzt.*

Dennoch blieb Jane der verdiente Ruhm am Werk ihres Mannes verwehrt – nicht zuletzt, weil Henry Schoolcraft sein Leben lang bemüht war, den eigenen Ruf als Ethnograph zu sichern und den Anteil seiner Frau zu marginalisieren.

Mon-daw-min

Der Ursprung des Mais

Märchen aus Nordamerika, Ojibwe

W or langer Zeit lebte ein Mann vom Stamm der Odjibwa mit seiner Frau und seinen Kindern. Oft litten sie unter Hunger und sehnten sich im späten Winter nach nahrhaften Speisen.

Als der älteste Sohn alt genug für das Fastenritual war, führte der Vater ihn in den Wald, baute ihm eine Zeremonienhütte und liess ihn dort allein. Tagsüber streifte der junge Mann durch den Wald, und nachts träumte er von essbaren Früchten, heilsamen Kräutern und von der Jagd auf Tiere.

«Ich wünschte, es könnte noch mehr Nahrung für uns Menschen geben», dachte er und nahm diesen Wunsch mit in seine Träume.

Am dritten Tag war er vom Fasten geschwächt und blieb auf seinem Fellager liegen. Da erschien ihm ein Krieger, der ganz in Gewänder in Grün gehüllt war und eine helle Federkrone auf dem Kopf trug. Er bewegte sich anmutig und sprach: «Der Grosse Geist hat deinen Wunsch gehört. Er hat mich geschickt, um dich zu prüfen. Ich werde dreimal mit dir ringen. Wenn du gewinnst, wird dein Wunsch erfüllt.»

Sogleich begannen die beiden zu ringen. Obwohl der junge Mann geschwächt war, verlieh ihm sein Mut Kraft, und er ging als Sieger hervor. Der fremde Krieger legte seinen grünen Umhang ab und sprach lächelnd: «Morgen komme ich wieder.»

Am nächsten Tag erschien der Fremde in gelben Kleidern. Auch diesmal siegte der junge Mann, und der Krieger legte seinen gelben Umhang ab.

Am dritten Tag erschien der himmlische Krieger in weissen Kleidern. Sie rangen miteinander, und mit letzter Kraft gewann der junge Mann auch diesen Kampf. Der Krieger lächelte und sagte: «Dein Wunsch soll nun erfüllt werden. Ich werde mich nun auf den Boden legen. Bedecke mich mit weicher Erde. Bald wird eine Pflanze aus dem Boden wachsen. Wenn sie reif ist, wirst du sie an dem hellen Federbusch erkennen. Nimm die grünen Blätter ab, so wie auch ich meinen Umhang abgelegt habe. Darunter wirst du die gelbe Nahrung finden. Wenn du sie über das Feuer hältst, wird sie süss und nährt die Menschen.»



Nach diesen Worten legte sich der himmlische Bote auf den Boden. Der junge Mann bedeckte ihn mit weicher Erde und fiel bald darauf in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Am nächsten Tag waren die sieben Fastentage zu Ende. Der Vater erschien und brachte seinem Sohn stärkende Wurzeln und Kräuter mit.

«Ich habe ein Geschenk erhalten, das uns alle satt machen wird», sagte der junge Mann und zeigte auf die Keimlinge, die aus dem Boden wuchsen.

Als es Herbst wurde, erntete der junge Mann die grünen Pflanzen mit dem weissen Federbüschel und brachte sie zu seinem Stamm. Er streifte die Blätter ab, hielt die gelben Kolben über das Feuer, und ein köstlicher Duft breitete sich aus. Er lud alle zum Essen ein und sagte: «Das ist Mon-daw-min. Es wird uns nähren und vor Hunger bewahren.»

Seitdem pflanzen die Odjibwa Mais an, kochen die Körner und essen diese köstliche Speise bis heute.



Fassung D. Jaenike, nach: H. R. Schoolcraft, *The myth of Hiawatha and other oral legends*. Philadelphia 1856.



Die Geschichten, zu denen Henry Schoolcraft durch Jane Zugang erhielt, eröffneten ihm eine einzigartige Gelegenheit, sich als Wissenschaftler zu profilieren.



Eine eigene Stimme

Im Winter 1826/27 gaben Henry und Jane die Familienzeitschrift «The Literary Voyager» heraus, die in handschriftlichen Exemplaren im Bekanntenkreis zirkulierte. Neben den wissenschaftlichen und literarischen Beiträgen Henrys enthielt das Magazin auch Gedichte, Prosatexte und Märchen von Jane – jedoch nicht unter ihrem eigenen Namen, sondern unter den Pseudonymen «Rosa»

und «Leelinau». Diese Zuschreibungen als indigene Stimmen verschleierten ihre Autorschaft und spiegelten zugleich die gesellschaftlichen Grenzen ihrer Zeit wider: Trotz ihrer umfassenden Bildung galt es als kaum möglich, dass eine Frau mit gemischter Herkunft offen eine literarische Karriere verfolgen konnte.¹²

Ihre Gedichte, die sie in Englisch und Ojibwe verfasste, sind von einer besonderen Doppelperspektive geprägt: Sie verbinden die romantische Bildsprache des frühen 19. Jahrhunderts mit Erinnerungen an Natur, Spiritualität und Gemeinschaft, wie sie in der Tradition der Ojibwe verwurzelt waren.

Vieles von Janes Werk blieb unveröffentlicht und ist bis heute teils fragmentarisch erhalten. Zu Lebzeiten fand sie kaum Anerkennung. Erst viel später rückte ihr literarisches Schaffen in den Blick der Forschung. Ihre Gedichte gelten heute als die frühesten in englischer Sprache verfassten Werke einer indigenen Autorin Nordamerikas.¹³

Familienleben und letzte Jahre

1824, ein Jahr nach der Hochzeit, brachte Jane ihren ersten Sohn, William Henry bzw. Panaysee (Kleiner Vogel), zur Welt. Im Jahr darauf erlitt sie eine Fehlgeburt, die sie gesundheitlich stark schwächte. Als ihr erster Sohn zwei Jahre danach ebenfalls starb, verschlimmerte sich ihr Zustand durch eine schwere Depression. Später bekam das Paar noch zwei weitere Kinder, die das Erwachsenenalter erreichen sollten. Dennoch führte Jane eine eher unglückliche Ehe, die sich verschlechterte, als sie 1833 für ein politisches Amt Henrys nach Mackinac Island übersiedelten: Henry verfolgte hauptsächlich seine Karriere, die Kinder wurden auf Internate geschickt und Jane litt unter der Einsamkeit. Ihr gesundheitlicher Zustand verschlechterte sich in den folgenden Jahren – wohl auch durch den Gebrauch von Laudanum – zusehends.

1842 starb Jane Johnston Schoolcraft im Alter von 42 Jahren während eines Aufenthalts bei ihrer Schwester in Dundas, im heutigen Kanada. Ihr Mann befand sich zu dieser Zeit in Europa, um Verleger für seine Publikationen zu gewinnen.¹⁴ Er heiratete später erneut, mit Mary Howard ebenfalls eine schriftstellerisch tätige Frau, wodurch seine Kinder aber den Kontakt abbrachen.

Erst lange nach ihrem Tod wurde herausgearbeitet, wie intensiv Janes Schaffen im Schatten ihres Mannes eigentlich war. Eine umfassende Würdigung erfuhr Jane Johnston Schoolcraft erstmals 2007, als Robert Dale Parker ihre Arbeiten in dem Band «The Sound the Stars Make Rushing through the Sky» herausgab. 2008 wurde Jane Johnston Schoolcraft in die Michigan Women's Hall of Fame aufgenommen.

Auch wenn ihr Leben von Krankheit, Verlust und gesellschaftlichen Einschränkungen überschattet war, bleibt ihr literarisches Erbe als Brücke zwischen zwei Kulturen bestehen.

- 1 Vgl. R. D. Parker, Jane Johnston Schoolcraft; <https://www.oxfordbibliographies.com/display/document/obo-9780199827251/obo-9780199827251-0010.xml>.
- 2 Vgl. N. M. Peterson, Walking in Two Worlds. Mixed-blood Indian Women Seeking Their Path, Caldwell 2006, S. XVI 15 und S. XVI 2.
- 3 Vgl. H. R. Schoolcraft, Algic Researches. Comprising Inquiries Respecting the Mental Characteristics of the North American Indians. First Series: Indian Tales and Legends, Vol. 1; New York 1839; www.gutenberg.org/ebooks/35152.
- 4 Übersetzt nach: H. R. Schoolcraft, Personal memories of a residence of thirty years with the Indian tribes, Philadelphia 1851, S. 109.
- 5 Übersetzt nach: wie Anm. 4, S. 196.
- 6 R. Baumann, Representing Native American Oral Narrative. The textual practice of Henry Rowe Schoolcraft, in: Pragmatics Quarterly Publication of the International Pragmatics Association (IPrA), Antwerpen 2010, S. 169.
- 7 P. P. Mason, Schoolcraft. The Literary Voyage or Muzzeniegum, Michigan 1962, S. XIII.
- 8 A. I. Hollowell, Concordance of Ojibwa Narratives in the Works of Schoolcraft, in: The Journal of American Folklore 59, S. 137.
- 9 Übersetzt nach: C. R. Gilman, Life on the Lakes. Being Tales and Sketches Collected During a Trip to the Pictured Rocks of Lake Superior Bd.1, 1836; S. 15.
- 10 J. Mumford, Mixed-Race Identity in a Nineteenth-Century Family: The Schoolcrafts of Sault Ste. Marie, 1824-27; in: Michigan Historical Review, Vol. 25, No. 1 (Spring, 1999); S. 8.
- 11 Vgl. R. Baumann, Representing Native American Oral Narrative; S.172.
- 12 Vgl. J. Mumford, Mixed-Race Identity in a Nineteenth-Century Family: The Schoolcrafts of Sault Ste. Marie, 1824-27; S. 6.
- 13 Vgl. R. D. Parker, Jane Johnston Schoolcraft. In: oxfordbibliographies.com.
- 14 Vgl. Walking in Two Worlds; S. XVI 2.

Pauline Lörzer studierte Volkskunde/Kulturgeschichte an der Friedrich-Schiller-Universität Jena und Kulturmanagement an der Franz-Liszt-Hochschule Weimar. Sie ist Bildungskoordinatorin und Jugendbildungsreferentin an der Heimvolkshochschule Sonneck und Mitglied der Kommission für Erzählforschung der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft.

Der Sommerbringer

Märchen aus Nordamerika, Ojibwe

W or langer Zeit war es an den Great Lakes das ganze Jahr über Winter, und die Menschen litten oft Hunger. Damals lebte an der Südküste ein Jäger. Er war ein Manitou mit grossen Kräften, hiess Ojeeg und konnte sich in einen Fischmarder verwandeln. So geschickt war er, dass auf seinem Feuer stets köstliche Speisen brutzelten.

Als sein Sohn dreizehn Jahre alt war, wollte auch er zur Jagd gehen. Er nahm Pfeil und Bogen und versuchte, ein Eichhörnchen zu schießen. Doch seine Finger waren so klamm vor Kälte, dass der Pfeil weit daneben in die dicke Schneedecke flog. Enttäuscht und mit schmerzenden Händen begann der Junge zu weinen.

Das Eichhörnchen aber keckerte vergnügt und sprach: «Hör zu: Du triffst nicht, weil es zu kalt ist. Doch dein Vater, Ojeeg, könnte in die obere Welt gehen und die warmen Monate befreien. Dann wirst auch du ein guter Jäger. Geh nach Hause und weine so lange, bis dein Vater deinem Wunsch nachgibt.»

Verwundert sah der Junge dem Eichhörnchen nach, das flink auf einen Baum sprang und verschwand. Dann machte er sich auf den Heimweg. Zu Hause angekommen, begann er zu weinen. Er weinte so lange, bis Ojeeg ihn schliesslich fragte: «Was bekümmert dich, mein Sohn?»

«Es ist immer so kalt hier», jammerte der Junge. «Ich wünsche mir so sehr, dass es auf der Erde warm wird und wir nicht mehr so frieren müssen.»

Ojeeg dachte lange nach. Schliesslich sagte er: «Dein Wunsch ist schwer zu erfüllen, doch ich will es versuchen – auch wenn es mich vielleicht das Leben kostet. Aber zuerst müssen wir ein Festmahl zubereiten und unsere Freunde einladen.»

Schon am nächsten Tag wurden köstliche Speisen gekocht, und ihre Freunde kamen: der Otter, der Biber, der Luchs, der Dachs und der Vielfrass. Sie versprachen, den Jäger Ojeeg auf seiner gefährlichen Reise zu begleiten.

Nach drei Tagen machten sie sich auf den Weg. Zwanzig Tage lang liefen sie, bis sie an einen hohen Berg gelangten. Oben sahen sie eine Hütte, aus der Rauch aufstieg, und es roch nach frisch gekochtem Essen.

«Seid vorsichtig», mahnte Ojeeg seine Freunde. «Der Geist, der hier wohnt, wird



uns den Weg zeigen. Aber er mag es nicht, wenn man lacht.»

Sie betraten die Hütte, und der Geist lud sie zum Essen ein. Er rührte Fleisch in einem Kessel über dem Feuer und machte dabei so seltsame Bewegungen, dass der Otter laut loslachte. Sofort packte der Geist ihn am Hals und warf ihn hinaus.

Nach dem Mahl sagte der Geist zu Ojeeg: «Du wirst dein Ziel erreichen – aber niemand weiss, ob du lebend zurückkehren wirst.» Dann wies er ihnen den Weg.

Am nächsten Tag brachen sie wieder auf und fanden bald den Otter, der zitternd vor Kälte und Hunger am Wegesrand sass. Doch Ojeeg hatte heimlich etwas Fleisch für ihn aufgehoben. Gemeinsam wanderten sie weiter – zwanzig Tage lang –, bis sie den Gipfel eines sehr hohen Berges erreichten.

Dort holten sie ihre Pfeifen hervor und vollzogen eine Zeremonie, um die Geister des Himmels anzurufen. Der Himmel war ganz nah, aber verschlossen.

«Wir müssen ein Loch in den Himmel schlagen», sagte Ojeeg.

Alle stimmten zu, und jeder wollte es versuchen. Zuerst sprang der Otter gegen das

Himmelszelt – doch er glitt ab und rutschte den ganzen Berg hinunter. Auch Biber, Luchs und Dachs scheiterten. Doch als der Vielfrass sprang, gab das Himmelszelt nach – ein kleines Loch entstand.

Ojeeg folgte ihm in den Himmel.

Dort war es wunderschön: Überall blühten Blumen in tausend Farben, Bäume standen an klaren Bächen, auf den Seen schwammen Wasservögel. Am blauen Himmel flogen Schmetterlinge, und Vögel sangen fröhliche Lieder. Worte können die Schönheit nicht beschreiben.

Ojeeg entdeckte Langhütten, in denen Birkenrindenkörbe hingen, gefüllt mit bunten Vögeln. Er öffnete die Körbe, die Vögel flogen heraus, und mit ihnen strömte warme Luft nach Norden.

Doch die himmlischen Bewohner hatten das Flattern gehört. Sie schrien laut wie Donner und rannten zu ihren Hütten. Doch es war zu spät: Frühling, Sommer und Herbst hatten sich bereits auf den Weg zur Erde gemacht. Auch der Vielfrass war zurück durch das Loch gesprungen.

Nur Ojeeg hatte die Gefahr zu spät bemerkt. Um zu entkommen, verwandelte er sich in einen Fischmarder. Doch gerade als er über das Himmelszelt flitzte, traf ihn ein Pfeil, und so musste er zwischen Himmel und Erde bleiben. Man kann ihn noch heute am Himmelszelt im Sternbild des Grossen Bären leuchten sehen.

Auf der Erde aber wurde es warm. Die Menschen fanden reichlich Nahrung, und aus ihren Wigwams stieg der Duft köstlicher Speisen auf. Sie legten grosse Vorräte an, so dass sie auch im Winter nicht mehr hungern mussten. Ojeeg aber wandert mit den Jahreszeiten über den Himmel.

Seine Nachfahren erzählen diese Geschichte. Sie zeigen zum Himmelszelt hinauf und sagen: «Das ist Ojeeg, der grosse Jäger. Ihm verdanken wir, dass wir immer satt sind – er hat uns die Jahreszeiten geschenkt.»



Fassung D. Jaenike, nach: H. R. Schoolcraft, The myth of Hiawatha and other oral legends, Philadelphia 1856.